

Jean Renard, Jahrgang 1966, lebt als Journalist und Autor in München und ist das Pseudonym von Hans Fuchs. Obwohl er seine Themen eher in der Welt des Filmes findet, ist sein Romandebüt »Der Kopf des Korsen« für ihn ein Heimspiel: Der Autor bereist die »Île de Beauté« seit über einem Jahrzehnt und ist dem wilden Land und seinen stolzen Leuten rettungslos verfallen.

JEAN RENARD

Der Kopf des Korsen

KORSIKA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Svetlana und Vera.
Engel.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/krockenmitte
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-659-9
Korsika Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Verlagsagentur von Dobschütz, München.

Prolog

Die Sonne war nicht so wählerisch wie die frische Brise aus den Bergen oder die endlose Touristenkolonne auf dem Weg ans *Cap Corse*. Beide strömten konsequent an La Rocca vorbei, die Sonne jedoch, kaum aufgegangen, drohte dem Dorf bereits mit einem weiteren unerträglich heißen Tag. Es war mitten im August, aber das Laub der vier alten Platanen in La Roccas staubigem Zentrum war wie von Frost erstarrt. Eingefroren in der Zeit, umstellt von trutzigen Steinhäusern, umhüllt von Totenstille.

Nicht ein Hauch ging durch die mächtigen Bäume, deren Kühle verheißendes Rauschen in diesem Sommer schon lange niemand mehr gehört hatte. Zwischen ihnen lag die Luft auf dem Dorfplatz wie ein frisch gebrannter Ziegelstein.

Eigentlich war es ein ganz gewöhnlicher Tag im korsischen Hochsommer. An anderen Tagen – eigentlich an allen anderen Tagen – unterschied sich La Rocca nur wenig von den übrigen Dörfern im Hinterland der Insel. Irgendwer saß immer vor der Bar und ließ sich mit einer Ausgabe des »Corse Matin« oder dem Wirt einen frühen Pastis oder ein Kastanienbier schmecken. Frauen, junge wie alte, fanden sich im Schatten der Mauern auf einen lautstarken Schwatz zusammen, und Fußballbengel mit strubbeligen schwarzen Haaren spielten in den wenigen einigermaßen waagerechten Gassen. Ausgelassen und wild, aber stets darauf bedacht, nicht die Dorfhonoratioren bei ihrer Partie Boule zu stören. Greise, die unvermeidliche Gauloise im Mundwinkel oder eine krumme Zigarre zwischen den Zähnen, mit unerschöpflicher Geduld, die Schachgroßmeistern würdig wäre, für ihre eigenen Würfe und für die der anderen einen trockenen Kommentar auf den Lippen. Rituale.

Touristen allerdings fehlten im Dorfbild immer, nur wenige fanden jemals den Weg nach La Rocca. Der Ort bot keine spektakuläre Aussicht wie Nonza am Cap, besaß weder viele tausend Jahre alte Ruinen wie Arragio im Süden noch verführte er mit Feinschmeckerlokalen wie Sant'Antonino quasi gleich nebenan

im Westen. Traumhaft schöne Strände wie die von Porto Vecchio im Osten gab es schon gar nicht.

Auch der GR 20, die legendäre und gefürchtete Alpinistenroute über die Berge Korsikas, führte gerade so weit an La Rocca vorbei, dass nur solche Wanderer in Luciens Bar einkehrten, die sich buchstäblich hierher verirrt. Aber in Zeiten von GPS am Handgelenk hatte hier schon lange kein Trupp ratloser Alpinisten mehr für Umsatz in der Schänke und tagelangen Gesprächsstoff im Dorf gesorgt.

An diesem Tag jedoch hätten Besucher, wenn denn welche gekommen wären, sofort bemerkt, worin sich dieser Ort von allen anderen Korsikas unterschied. Nicht nur das Fehlen von Wind in den Bäumen war der Grund für die unheimliche Stille zwischen den alten Häusern.

Es war ein Geisterdorf. La Rocca war menschenleer.

Von dem sterbenden Mann abgesehen. Er lag am Rand des Platzes auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht, das Gesicht verkrustet von Blut und Sand. Die Spitze seines linken Schuhs grub sich in den Boden, immer wieder, als versuche er mit dem letzten Rest an Bewegung, derer er noch fähig war, seinen Weg fortzusetzen. Das Kratzen wurde zu einem schwachen Zucken, mit seinem Blut versickerte auch der Rest Leben, der noch in ihm war.

Niemand kümmerte sich um den Todgeweihten. Es gab ja auch niemanden außer dem alten Zerbino, der humpelnd den Platz verließ. Er hatte getan, wozu ein müder Kämpfer wie er noch imstande war, und nun suchte er einen Platz im Schatten.

Mit dem letzten Atemzug des Mannes legte sich gedämpft Durufflés »Requiem« über den Platz. Auf die korsische Art, vielstimmig. Zerbino hob den Kopf und lauschte dem Gesang. Die Musik hatte für ihn keine Bedeutung, aber das Ritual kannte er. Wenn die Musik endete und wieder Totenstille einkehrte, dann würde er wieder Gesellschaft bekommen.

Hitze

La Rocca. Korsika/Balagne. Freitag, 1. August

Der Fremde war von Osten ins Dorf gekommen. Er betrat es zu Fuß, erklimmte die steilen, in den Fels geschlagenen Stufen hinauf zum Plateau, auf dem die ältesten Häuser La Roccas standen. Man mochte denken, dass er jemand war, der stets ganz genau weiß, was er will. Einer, der immer und überall sein Ziel kennt und es auch findet. Die straffe Körperhaltung strahlte das aus, und sein Schritt war kraftvoll und schnell. Nur der schon lange aus der Mode geratene Anzug und die abgetragenen rissigen Schuhe wollten nicht so recht in dieses Bild von Souveränität und Energie passen. Das dürre Blumengebinde, welches er in der Hand hielt, auch nicht.

Er setzte einen Fuß über eine der schwarz gestrichenen Holzbohlen, die zusammen mit den Platanen den Platz umgrenzten – und prallte gegen die unsichtbare Wand. Zwei kleine Schritte gelangen ihm noch, dann stoppte ihn die mysteriöse Barriere, die es nur in seinem Kopf gab. Eine schwere Last drückte seine Schultern nach unten, zog ihm das kräftige Kinn, eben noch energisch nach vorn gereckt, fast bis vor die Brust. Als hätte die brütende Hitze die Luft über dem Platz zu einem flirrenden, zähen Gelee aufgekocht. Der selbstbewusste Glanz seiner Augen erlosch. Welche Motive und Vorsätze es auch immer waren, die ihn ins Abseits der *Balagne* getrieben hatten, hier und jetzt, mit der sengenden Sonne Korsikas im Genick, zerfielen sie zu Staub und Asche.

Es war nur mehr ein gebrochener Mann, der da einsam auf sein Ziel starrte, das nur noch wenige Schritte vor ihm lag und das er doch nie erreichen würde. Der erbärmliche Anzug passte ihm plötzlich wie angegossen, als hätte ein Geisterschneider blitzschnell Hand angelegt. Die Zeit war nicht auf seiner Seite, lange konnte er so nicht bleiben.

Das ahnte der Mann, dennoch vermochte er sich um keinen Zentimeter mehr zu bewegen. Die Abwesenheit der Bewohner La Roccas und die unheimliche Stille im Ort waren es nicht,

die ihn lähmten. Er wusste genau, wo die Menschen geblieben waren. Und dass sie ihn hassten. Die unsichtbare Mauer, die ihn zum Verharren zwang, war aus Schuld und Angst gebaut und für ihn so undurchdringlich wie das dickste Panzerglas.

Ein Knurren weckte ihn aus seiner Lethargie, und er blickte nach rechts. Der Wirtshund, groß und schwarz und mit ergrauter Schnauze, hatte sich unter seinem Gassentisch erhoben und kam über den Platz auf ihn zu.

»Zerbino«, murmelte der Mann mit einem Anflug von Lächeln, froh darüber, ein bekanntes Wesen zu sehen.

Der Hund hob die Lefzen und baute die Warnung in seinem Knurren zu unmissverständlicher Bösartigkeit aus. Der Mann verstand nicht, hob beschwichtigend die Hand, und als er endlich begriff, war es zu spät. Er bemerkte noch den Schatten neben seinem eigenen, sah ihn den Arm heben und wandte sich um. Damit erreichte er jedoch nur, dass die Kugel nicht seinen Hinterkopf, sondern die Schläfe zertrümmerte. Er brach in die Knie, die Blumen fielen neben ihm in den Sand. Zerbinos wütenden Angriff nahm er nicht mehr wahr.

Lucien, Wirt und Aushilfsküster, zog die beiden Hälften der Kirchentür nach innen auf. Licht strömte hinein und der polyphone Gesang des Chores hinaus. Er blinzelte verwundert in die Sonne. Da lag doch etwas am anderen Ende des Platzes, etwas Großes, Dunkles. Er kniff die Augen zusammen, aber gegen das Gleißeln kam er nicht an. Er warf einen prüfenden Blick nach links zur Bar und erkannte erleichtert Zerbinos erhobenen Kopf unter seinem Lieblingstisch. Aber was ...? Hinter ihm räusperte sich jemand vernehmlich, und Lucien trat nachdenklich beiseite. Er würde als Letzter die Kirche verlassen. Vorsichtshalber.

Der Priester und seine Messdiener schritten hinaus. Wie zuvor der Wirt kniffen auch sie die Augen zusammen, als sie ins Tageslicht traten. Abbé Mariani hatte dem Anlass entsprechend schwarze Tracht angelegt, vor seiner Brust schwebte ein prächtiges goldenes Kruzifix. Es wurde dezent von einem breiten Band aus

schwarzem Brokat gehalten. Mariani liebte den Effekt, und deshalb besaß er für jede seiner Trachten ein Band in der passenden Farbe. In seinen Händen, die er würdevoll unter dem Kruzifix gefaltet hielt, lag eine Bibel.

Der Junge links von ihm trug eine Schale Weihwasser, der andere hatte weniger Glück: Er mühte sich mit einer Marienfigur, welche viel zu groß für den Knirps war. Die Ehre, wenn es denn eine war, sie tragen zu dürfen, war längst der Furcht gewichen, die kostbare Ikone fallen zu lassen.

Sechs Männer balancierten hinter ihnen einen Sarg die fünf Stufen hinunter auf die Straße. Wenn Schwärze ein Zentrum kennt, so folgte es an diesem Tag dichtauf dem Sarg aus der Kirche. Nur die Ministranten in dieser Prozession trugen Weiß, vom Pfarrer bis zur Trauergemeinde hinter ihnen waren alle von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet.

Aber niemand nahm es mit der Düsternis auf, welche die beiden Korsinnen umgab, die jetzt die Treppe hinabschritten. Es waren Mutter und Tochter, ohne Zweifel. Sie besaßen dieselbe scharf geschnittene Nase und identische rabenschwarze Augen. Die Jüngere, Größere, mochte in ihren Vierzigern sein. Die Alte war kaum einzuschätzen, in ihren späten Sechzigern mindestens, vielleicht älter. Tiefe Falten hatten sich in ihr Gesicht gegraben, die Lippen waren wie von einem blassroten Kreidestück zu einem zittrigen Strich gezogen. Die Frauen trugen traditionelle korsische Kleider, form- und schmucklos. Ihre Haare waren von straff geknoteten schwarzen Kopftüchern verdeckt.

Die Jüngere hielt ein kleines gerahmtes Foto vor der Brust, das einen gut aussehenden jungen Mann zeigte, dessen Zähne in einem unbekümmerten Lachen blitzten. Ihre Mutter trug nur eine kleine schwarze Tasche am Arm, die wie die Miniaturausgabe eines Arztkoffers aussah und so alt und von den Jahren gegerbt wirkte wie sie selbst. Anderswo hätte man die beiden Frauen in dieser Aufmachung vielleicht für Nonnen gehalten und dann die Religion gewechselt: Ein Gott, dessen Dienerinnen eine solche Kälte zu verströmen vermochten, war wahrhaftig zu fürchten.

Die Tochter schob eine Jackie-Onassis-Sonnenbrille über ihre Augen, als sie die Treppe herunterkamen, und senkte ihren Kopf.

Die Alte jedoch zuckte mit keiner Wimper. Weder vor der Sonne noch vor sonst etwas in diesem Universum würde diese kleine Frau ihr Haupt beugen. Sie war die Herrin von La Rocca, und heute wurde ihr einziger Enkel zu Grabe getragen. Etwa fünfzig Menschen folgten ihnen, sorgsam auf gebührenden Abstand bedacht.

Als der letzte der Trauergäste die Kirche verlassen hatte, beendete der Chor sein Requiem mit einem tiefen Ton, und Stille legte sich wieder über den Platz, mit Ausnahme der kurzen schweren Tritte der Sargträger. Sie gaben der Prozession den Takt vor, langsam bewegte sie sich um den Platz herum.

Es waren nur wenige Meter von seiner kühlen Kirche bis zu dieser völlig im Schatten gelegenen Gasse, aber Abbé Mariani lief bereits der Schweiß in Strömen die Stirn hinab. Von der alten Fontini würde er sich für die Beerdigung gut bezahlen lassen, aber obendrein gedachte er von dem dicken Geldbündel in ihrer Tasche beim Leichenschmaus einen ordentlichen Batzen zu vertrinken. Im Keller des Gasthauses von Asco lagerten vorzügliche Tropfen.

Er wollte gerade mit seinen beiden Messdienern in den Schatten einschwenken, als ihn ein lautes Scheppern aus seinen erfrischenden Gedanken riss. Vom Knie abwärts waren sein Priesterrock und die guten Schuhe mit Weihwasser bespritzt, Schale und Sprengel lagen auf der staubigen Straße.

»Du Tollpatsch!«, schalt er den Jungen, dem das bronzene Gefäß entglitten war. Doch der blickte nur mit aufgerissenen Augen auf den Platz.

»Abbé, Abbé! Regardez ici!«, rief er und deutete mit ausgestrecktem Arm auf das Bündel, das nur wenige Meter entfernt von ihnen lag.

Mariani konnte kaum glauben, was er dort sah, und musste den Anblick des hingestreckten Mannes erst verarbeiten. Den Männern hinter ihm wäre das vielleicht schneller gelungen, aber sie trugen den Sarg, und der machte es ihnen schon nach den wenigen Schritten in der Hitze nicht leicht. Die Prozession geriet ins Stocken, und der Priester fand seine Fassung wieder.

»Heb das auf!«, herrschte er seinen Messdiener an und wat-

schelte zum Sandplatz. Als Mariani sich über den Mann beugte, erkannte er ihn – nacktes Entsetzen krampfte ihm die Innereien zusammen. Der heiße Schweiß in seinem feisten Nacken fühlte sich wie Eiswasser an.

»Einen Arzt, einen Arzt!«, rief der Junge nach hinten in die Menge, aber Mariani winkte ab. Hier gab es nur noch für einen Priester etwas zu tun. Er kniete sich neben dem Toten in den Sand, schlug ein Kreuz und begann zu beten.

»Was geht hier vor?«, unterbrach ihn eine schrille Stimme, »wie kann es dieser Trunkenbold wagen ...?«

Der Abbé sah auf und schüttelte den Kopf. Er versuchte, sein Gebet fortzusetzen, halbherzig, denn er wusste es besser. Die Alte enttäuschte ihn nicht.

»Wer ist dieser Mann?«, wollte sie wissen und stellte fest: »Es ist keiner von uns.«

Weil es niemand von euch gewagt hätte, dieser Beerdigung fernzubleiben, und nicht einmal der Tod wäre eine akzeptable Ausrede. Dachte Mariani und sprach es nicht aus. Ihr Schatten fiel über ihn und über den Toten, als sie sich ebenfalls hinunterbeugte, um die Leiche in Augenschein zu nehmen.

»Er«, sagte sie verwundert. »Er!«, sagte sie voller Hass. »Er!«, rief sie und schrie zornig in den wolkenlosen Himmel: »Warum hast du uns das angetan? Du bringst Unglück über uns alle!«

Das ging nun entschieden zu weit in Anwesenheit zweier Verstorbener und der Trauernden von einem davon. Mariani wollte sich erheben, aber unter dem eisigen Blick der alten Korsin blieben seine Knie gebeugt. Die Menge war näher gekommen. Auch die beiden Jungen waren ihrem Priester gefolgt und betrachteten den Toten mit großer Faszination. Die Schale lag immer noch auf dem Pflaster, und die Madonna stand jetzt daneben. Ihren Farben wird die pralle Sonne bestimmt nicht guttun, dachte Abbé Mariani, aber er sagte nichts.

Die Sargträger hatten nicht gewagt, ihre Last abzustellen, aber fünf von ihnen war deutlich im Gesicht abzulesen, dass sie es nur zu gern getan hätten. Nur der dicke Pepin auf der rechten, der Leiche auf dem Platz zugewandten Seite klammerte sich an dem Sarg fest, bis seine Knöchel weiß hervortraten. Als wollte er ihn

nie mehr loslassen. Als müsse die Totenkiste ihm Halt geben und nicht umgekehrt.

Auch Pepin kannte den Mann, mehr noch: Er kannte ihn besser als jeder andere hier. Obwohl das alle wussten, versuchte er sich in Variationen von ahnungslosen und unbeteiligten Gesichtsausdrücken. Doch niemand verlangte von ihm, sich einzumischen. Zum Glück. Pepin zählte nicht zu den Menschen, denen man viel zutraute. Im Augenblick war ihm das sehr recht. So standen die sechs Träger mit ihrem Sarg in der Sonne, litten und schwitzten und warteten, was weiter geschah.

Die alte Fontini hatte ihre Beherrschung zurückgewonnen, noch bevor ihre wütend herausgeschrienen Worte verhallt waren. Sie hob die Hand und erstickte mit der Geste, was immer ihre Tochter gerade sagen wollte.

»Abbé«, sagte sie dann zu Mariani, »tut Eure Arbeit. Aber Ihr werdet sie an meinem Enkel tun, nicht an diesem hier.« Sie wandte sich an die umstehende Menge: »Ich habe euch heute versammelt, um meinem Enkel, ihrem Sohn«, sie deutete auf ihre Tochter, »und eurem Anverwandten das letzte Geleit zu geben. Und ich sage: Keiner der Bastarde aus Bastia wird ihn auf seiner letzten Reise stören. Die Lebenden nicht und auch die Toten nicht. Gehen wir!«

Mariani würdigte sie keines Blickes mehr, aber sie tippte mit den Fingerspitzen auf ihre Tasche. Die subtile Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht.

»Geht«, sagte der Priester zu den Jungen, »nun geht schon!« Er schämte sich seiner Hast, als er die Hand ausstreckte und dem Toten die Augen schloss. »Gott sei mir Sünder gnädig«, stieß er schnell hervor, »errette mich von Blutschuld, Gott, der du mein Gott und Heiland bist, dass meine Zunge deine Gerechtigkeit rühme. Amen.«

Dann erhob er sich und folgte seinen Ministranten zurück auf die Straße. Wenigstens trug er noch eine Flasche geweihtes Wasser unter seinem Rock, die würde für die Segnung des Grabes schon genügen. Die Greisin trieb mit Blicken wie bissige Schäferhunde

die Dorfgemeinde auf ihre Position, bis sie allein mit ihrer Tochter bei dem Toten stand.

»Blutschuld«, zischte die verächtlich und spuckte auf die Leiche. Dann zertrat sie den Blumenstrauß, bis die Alte sie fest beim Arm nahm und zurück in die Prozession führte.

Niemand widersprach, niemand blieb zurück, als sich der Leichenzug wieder in Bewegung setzte. Die Frauen, Männer und Kinder von La Rocca wussten, dass der tote Mann auf ihrem Dorfplatz verantwortlich dafür war, dass sie heute den jungen Maurice Fontini zu Grabe tragen mussten. Zudem ist Schweigen eine korsische Tugend, vor allem wenn die Alternative eine Auseinandersetzung mit Maurine Fontini bedeutete.

Alle blickten noch einmal zu dem Leichnam hinüber, bevor sie in den Schatten der engen Gasse eintauchten, die Älteren mit deutlich sorgenvoller Miene: Gott allein wusste, was La Rocca noch zu ertragen hatte, wenn die Familie des Toten erfuhr, was heute hier geschehen war.

Lucien stand in der Kirchentür und sah die Prozession zwischen den Häusern verschwinden. Er hatte gegen die Sonne seinen Hut aufgesetzt. Die breite Krempe verbarg die Tränen, die ihm über die hohlen, faltigen Wangen liefen, vor den vier Chorsängern, die ratlos neben ihm standen.

»Ganz schön was los hier«, meinte einer davon zu Lucien. »Ist ja lange her, so eine offene Vendetta.«

»Das ist alles meine Schuld«, sagte Lucien mit leiser Stimme, und noch einmal: »Das ist alles meine Schuld.« Er wischte sich über die Augen. »Hätte ich doch nur nicht ... Zerbino! Mein Junge, was ist mit dir?«

Der Hund hatte sich endlich unter seinem Tisch hervorgewagt und humpelte auf drei Beinen mit eingezogenem Schwanz zu seinem Herrn. Der Wirt ließ das Quartett stehen und eilte seinem verletzten Freund entgegen.

»Die sind ja so was von irre«, meinte das einzige Mädchen der Gruppe. »Da verreckt einer mitten im Dorf, und kein Schwein kümmert sich darum. Sogar der alte Köter ist wichtiger. Wir sollten die Polizei rufen.«

Lucien tastete Zerbinos Hüfte ab, sprach dabei beruhigend auf

den Hund ein, der bei seinen Berührungen leise jaulte, und hob schließlich das große Tier unter Stöhnen hoch.

»Du wirst auch immer schwerer, alter Freund«, redete er dem Hund gut zu. »Jetzt bringe ich dich zu Docteur Menotti, und dann kannst du bald wieder die Katze der kleinen Nina ums Haus jagen, du wirst schon sehen.«

»Wir sollten vielleicht zuerst ihm helfen«, meinte der dritte Sänger, als der Wirt schwankend den Hund zu seinem Haus trug. »Der bricht doch gleich zusammen.«

Der vierte, Ältester der Serenatu Polyphonica, sagte bestimmt: »Gar nichts machen wir. Wir werden uns schön aus dieser Sache heraushalten.«

Madonna

Paris. Samstag, 9. August

Ab einer gewissen Distanz taugt das Auge als Informationsquelle nichts mehr. Was dann noch zu erkennen ist, hängt von der individuellen Sehschärfe ab, aber daran lag es nicht. Jacques' Augen waren ausgezeichnet. Schon immer gewesen, sehr nützlich in seinem Beruf. Einen Fall wie diesen aber hatte die Natur selbst für ihn nicht vorgesehen, da konnte er starren, so viel er wollte.

Nur ein diffuser Lichtreflex war auszumachen, der sich kaum merklich bewegte. Was für die ruhige Hand seines Verursachers sprach. Auch das war eine eher beunruhigende Erkenntnis. Der Schimmer hatte gewaltige Dimensionen und füllte sein Sichtfeld fast vollständig aus. Ein erstaunlicher Umstand, fand Jacques, maß seine Quelle doch kaum einen Millimeter.

Natürlich wusste Jacques, was er da anstarrte. Er wusste es ganz genau – und daher wäre es gar nicht nötig gewesen, so genau hinzusehen. Aber gegen Reflexe ist man machtlos, und der Drang, unbedingt scharf stellen zu müssen, wurde zusätzlich von Angst befeuert. Todesangst.

Jacques konzentrierte sich auf die mit bösartiger Ruhe gehaltene, verschwommene Messerspitze vor seinem rechten Auge und verpasste deshalb das meiste von dem, was ihm der Mann mit dem Heft in der Hand an den Kopf warf. Ein Regentropfen fiel auf die Klinge und lief langsam an ihr hinab. Auf das Auge zu. Sein Peiniger redete und redete, aber Jacques stand ganz und gar im Bann dieses einen Tropfens. Der kroch quälend langsam auf ihn zu und wirkte auf der matt schimmernden Klinge fast schwarz, wie ein fetter Käfer, wie ... Blut. Er bedauerte es fast, als er die Zone erreichte, ab der er auch ihn nicht mehr scharf erkennen konnte.

Würde es der Tropfen bis zur Messerspitze schaffen und ihm dann ins weit aufgerissene Auge fallen? Oder kurz vor dem Ziel von dem hochglänzend polierten Stahl abperlen? Jacques nahm sich vor, nicht zu zwinkern, egal, wie es ausging. Der Tropfen verlor. Kurz vor dem Ziel geriet er an die Schneide und löste sich auf.

Um sich weiter von dem aggressiven Gequatsche abzulenken, fokussierte Jacques jetzt den Griff der Waffe, fünfzehn und einen halben Zentimeter entfernt. Leichte Übung, gestochen scharf. Fette, um den Griff gewickelte Finger und ein dicker Daumen, der wie die Klinge direkt in sein Auge zielte. Ein Goldring zierte ihn, der in seinen abenteuerlichen Dimensionen zwar zum Elfenbeinkitsch des Griffes, aber nicht zum schwarzen Rand unter dem Nagel passte.

Die Faust eines Protzers, schlussfolgerte Jacques. Jede Menge Geld, aber keine Klasse. Dafür das unberechenbare Gemüt eines Schlägers. Eine Prachtfaust, immerhin. Ungepflegt und fleischig, aber stark und schnell. Jacques wusste das, denn sie hatte sich vor wenigen Sekunden erst in seinen Bauch gegraben. Die Gewissheit, dass er ein toter Mann war, gab ihm paradoxerweise Gelassenheit. Von Panik keine Spur.

Vielleicht lag es daran, dass Jacques seinen Mörder nicht ernst nehmen konnte. Niemandem bei klarem Verstand würde es in den Sinn kommen, ihn umbringen zu wollen. Nicht einmal, wenn es einen richtig guten Grund dafür gäbe. Hier ruht Jacques Andreotti, abgemurkt von einem Vollidioten. Seine Bauchmuskeln zuckten, aber er riss sich zusammen. Wenn er jetzt lachte, würde er sich das Auge womöglich selbst ausstechen.

Es war der Griff. Jacques hatte ihn sofort wiedererkannt. Er war dem Messer vor dreißig Jahren schon einmal begegnet. Eine kleine, kunstvoll gearbeitete Madonnenfigur diente als Griff. Ein Druck auf den Kopf der Statue ließ die Klinge herauspringen. Sie waren damals in den Laden seines Vaters gekommen, um »Versicherungen« zu verkaufen. Gegen Feuer, Diebstahl und Vandalismus. Paris sei ja ein so gefährliches Pflaster. In der Stadt, wie bedauerlich, trieben sich ja so viele Plünderer und Barbaren herum. Die nächste Horde sei schon ganz in der Nähe. *Capisci?*

Lucky Luciano hatte dieses Messer einst besessen. Behauptete Guido DeFrancesco, als er es in René Andreottis Feinkostladen herausholte, um seinen Verkaufsargumenten mehr Gewicht zu geben. Angeblich war es sogar das, mit dem der legendäre New Yorker Mobster die Landung der Alliierten auf Sizilien bei den Familien durchgesetzt hatte.

»Ich bezahle kein Schutzgeld«, hatte René gelassen mitgeteilt, und Guido hielt daraufhin das Messer an den Hals von René's zwölfjährigem Sohn Jacques.

»Du wirst bezahlen. Wie alle!«

Damals hatte er es sofort geglaubt, aber heute wusste er es besser. Luckys Werkzeug, das so oft in Blut getaucht worden war, befand sich im Polizeimuseum auf Staten Island, und DeFrancesco hatte nur mit einer Nachbildung davon herumgefuchelt. Jacques hatte viele Jahre später extra die New Yorker Kollegen gefragt, bei denen er einen Lehrgang absolvierte, und sie hatten ihm die echte Madonna in ihrer Glasvitrine gezeigt.

»Sieh dich in meinem Geschäft um, Guido DeFrancesco«, hatte René damals kalt erwidert. »Glaubst du, meine Waren sind blöder Itaker-Fraß? Das hier ist korsische Wurst, und das dort ist korsischer Käse. Meine Schinken sind bester Lonzu vom Wildschwein, nicht so ein Dreck aus Parma. Du willst mit dem Blut eines Jungen aus Bastia Schutzgeld erpressen? Wir sind Korsen. Wir haben diese Messer erfunden. *Compris?*«

Guido war kein heller Kopf und hatte den falschen Laden heimgesucht, aber das hatte er sofort verstanden. Er schluckte die Beleidigungen, klappte das Messer zu und verschwand mit seinen beiden Männern. Ließ die Korsen in Ruhe, wie es alle taten, und wurde lieber zum Alptraum der Nordafrikaner. Er spielte Russen und Albaner gegeneinander aus und brachte es mit einer Mischung aus roher Gewalt und jener Schläue, die Menschen ohne viel Bildung, aber mit den richtigen Instinkten oft innewohnt, schließlich bis an die Spitze der Pariser Mafia.

Sein Sohn Stephano sollte bald in seine Fußstapfen treten, so viel war in Jacques' Kreisen bekannt. Offenbar hatte ihm der alte Guido das Madonna-Stilett geschenkt, welches die sizilianische Bigotterie so prächtig symbolisierte. Aber Korsen waren da auch nicht viel besser, Jacques machte sich keine Illusionen. Soweit es Madonnenkult und Messer betraf, jedenfalls.

Er war nicht in die Fußstapfen seines Vaters getreten, sondern wurde Polizist, was zu heftigen Zerwürfnissen innerhalb der Familie führte. Schließlich kam man aus Korsika, was gingen einen da die Probleme Frankreichs an? Ironie des Schicksals, dass

er wegen dieses Messers an seiner Kehle ein Flic geworden war und es jetzt seine Karriere beenden würde. Es war dermaßen absurd, Jacques musste einfach grinsen.

»Was gibt es da zu lachen, Stronzo? Du weißt wohl nicht, was das für ein Messer ist? Damit hat schon Lucky Luciano Bullenschweine wie dich abgestochen!«

»Hat er nicht, Stephano. Der alte Lucky hat nie Polizisten getötet, und seine Madonna liegt in einer Vitrine in New York. Dein Vater hat das Ding wahrscheinlich einem Trödler auf den *marchés aux puces* samt dem Märchen abgekauft, mit dem der ihn übers Ohr gehauen hat. Ein Wunder, dass du noch dümmer bist als er. Man bringt keine Polizisten um. Er weiß das.«

Stephano nahm endlich das Messer von seinem Auge, kratzte aber herzlich mit der Klinge über Jacques' Wange und nahm ein gutes Stück Bart und Haut mit.

»Du bist ein Lügner. Und Bullen aus Italien bringen auch keine Italiener um, die zur *famiglia* gehören. Ich weiß, wer du bist, Andreotti. Ich weiß alles über dich. Du hast Renardo auf dem Gewissen, und dafür bezahlst du heute.«

Andrea Lefèvre betrachtete angewidert Jacques' gekrümmten Körper auf dem Pflaster. Er war erst in Sorge gewesen, nur zu dritt gegen den Mann vorzugehen. Keine Frage: Wäre es um ihn selbst gegangen, drei Männer wären zu wenig gewesen. Aber dieser Schlappschwanz hatte noch nicht einmal seine Dienstwaffe am Mann. Na, wenigstens winselte er nicht auch noch, er schien das alles hier sogar recht spaßig zu finden.

Der Typ nahm die Situation nicht ernst, Andrea dagegen schon. Stephano war ein Psychopath mit unbegrenzten Mitteln. Ein wandelnder Benzinkanister mit dem Bedürfnis, ständig zu explodieren. Es hatte nur wenige Stunden gedauert, und er hatte ein komplettes Dossier über diesen Andreotti in die Finger bekommen. Einschließlich der Information, dass Renardo selbst schuld an seinem Tod war. Einschließlich der Information, dass an dem Mann bis auf seinen Nachnamen nichts Italienisches

war. Stephano war eben auch so ignorant und so blöde wie ein Benzinkanister.

»Erteil dem Bullen eine Lektion«, hatte Guido zu seinem Sohn gesagt, und wie der das gerade interpretierte, erfüllte Andrea mit großer Sorge. Sich einzumischen konnte üble Folgen haben.

Renardo Benotti hatte vor einer Woche eine Kollegin bedroht, und Jacques war zufällig in der Nähe gewesen. In zweiundzwanzig Jahren Polizeidienst war er nur dreimal gezwungen gewesen, auf Menschen zu schießen. Nur einmal – dieses Mal – hatte er getroffen. Den Namen zu seiner kalten Verhaftung hatte er vom Gerichtsmediziner erfahren, und von Kollegen, dass der Choleriker einer von Guidos Mafiaschlägern war.

Er hatte darauf vertraut, dass der Pate gut und gern auf einen Schwachkopf verzichten konnte, der am helllichten Tag auf offener Straße die Pistole zog, weil ihn der Strafzettel fürs Falschparken ärgerte. Renardo traf die falsche Entscheidung, als Jacques ihn aufforderte, die Waffe fallen zu lassen. Das Resultat war schlimm genug, aber jetzt kniete er auch noch zwischen Mülltonnen im Dreck einer Nebengasse der Rue Bragelonne und musste sich von einem Idioten abstechen lassen, der ihn für einen Landsmann hielt.

»Du weißt gar nichts. Ich bin kein Italiener, sondern Franzose. Schon immer gewesen. Der Name kommt aus ...«

»Halt's Maul, Bulle! Halt dein beschissenes Maul!« Stephano packte Jacques am Kragen, riss ihn hoch und drückte die Messerspitze unter seinem linken Ohr gegen die Kehle.

Jacques schloss die Augen und dachte, dass er als Krämer für korsischen Schinken vielleicht doch das bessere – und vor allem das längere – Leben gehabt hätte.

»Stephano, warte.« Eine sanfte Stimme, wohlklingend, jung. Irgendwo aus dem Dunkel vor ihm. Viel Atem und eine Spur Zittern darin, als hätte ihr Besitzer bis zum letzten Moment gewartet, sie zu erheben. Jacques öffnete die Augen.

Der kleinere der beiden Schläger deutete mit dem Finger auf

Stephano: »Dein Vater hat gesagt, du kannst ihm eine Lektion erteilen. Er hat nicht gesagt, dass du ihn umbringen sollst. Der Bulle hat sich in die Hosen gepisst, jetzt lass ihn laufen und komm. Es gibt noch Arbeit.«

Jacques hatte sich noch prächtig unter Kontrolle, für die Unverschämtheit war er dennoch dankbar. Stephano ließ seinen Kragen los und trat ihm vor die Brust. Jacques blieb die Luft weg, und er fiel zur Seite. Er besah sich die Welt um neunzig Grad gekippt, sie bestand im Wesentlichen aus einer Wand aus nassem Kopfsteinpflaster, aus der horizontal drei Paar Beine in dunklen Jeans und schwarzen Turnschuhen wuchsen.

Verstaubte Moralbegriffe und Traditionen aus Palermo herumposaunen, aber keine Spur von italienischer Klasse bei der Garderobe, dachte Jacques.

Er trug immer einen Anzug, auch wenn der jetzt ziemlich hinüber war. Was für ein Scheißtag. Stephano trat gegen seine Schulter, er rollte auf den Rücken. Der Italiener stellte seinen Schuh auf Jacques Kopf, presste die aufgeschnittene Wange, die heftig blutete und schmerzte, gegen das nasse, dreckige Pflaster.

Stephano zielte mit dem Messer auf den Schläger, der sich eingemischt hatte. »Wer hat dir erlaubt zu sprechen? Wer hat dir erlaubt, überhaupt zu denken? Sag noch ein einziges Wort, und du bist gleich nach diesem Stück Scheiße dran.«

»Wir können nur verlieren, wenn du ihn umbringst. Die ganze Pariser Polizei ...«

»Ich scheiße auf die Bullen. Die, auf die es ankommt, haben wir sowieso gekauft. Und auf dich, Andrea, scheiße ich erst recht. Schau gut zu, du feiges Stück ...«

»Ich rufe jetzt deinen Vater an ...«, sagte Andrea bestimmt.

»Luca?«

»Ja, Boss?« Der Dritte. Der Große, Breite. Der ihn festgehalten hatte, damit Stephano auf ihn einschlagen konnte, ohne mit so etwas Unfairem wie Gegenwehr rechnen zu müssen.

»Nimm ihm das Handy ab!«

»Okay, Boss.«

Es wurde immer erbärmlicher. Boss. Die Straßen von New York, nachgespielt in einer schmierigen Pariser Gasse. Jetzt reichte

es ihm. Jacques packte den Fuß auf seinem Gesicht, verdrehte ihn und warf sich zur Seite. Stephano ruderte mit den Armen und stolperte gegen eine Mülltonne. Sie kamen gleichzeitig auf die Beine. Jacques hatte keine Ahnung, wie die beiden Kerle hinter ihm auf seine plötzliche Wehrhaftigkeit reagieren würden, und auch keine Zeit, sich damit zu beschäftigen. Er packte den Deckel von einer der Tonnen und wehrte damit Stephanos wütend geführten Messerhieb ab. Bevor der Italiener einen zweiten Versuch unternehmen konnte, drosch ihm Jacques den Blechdeckel ins Gesicht und dann gleich noch einmal. Mit weitem Schwung.

»Du blödes Arschloch!«

Jacques wandte sich um. Sah in ein schmales, hartes Gesicht. Dunkle Augen, dunkles Haar, dunkler Teint, soweit sich das im Halbschatten beurteilen ließ. Beste sizilianische Gene. Die Fäuste noch geballt. Zorniger Mund. Stephano hatte ihn Andrea genannt.

Zu seinen Füßen krümmte sich Luca, und es sah so aus, als ob er damit noch eine ganze Weile beschäftigt sein würde.

Jacques verstand nicht so recht und sagte das Einzige, was ihm einfiel: »Danke.«

Der Mann sah an ihm herab und wirkte plötzlich mehr entgeistert als wütend. Und sehr blass. »Verdammt.«

Jacques folgte dem Blick zu seinen Füßen und stellte fest, dass er in einer Pfütze stand. Die Lache breitete sich schnell aus, und ihm wurde kalt. Ich blute wie ein Schwein. Er hat mich erwischt, dachte er voller Angst. Er tastete sich ab, suchte die Wunde, fand sie nicht und stammelte trotzdem: »Ich ... ich brauche einen Arzt.«

Andrea trat zu ihm und packte Jacques am Genick. Drehte ihn um und drückte seinen Kopf nach unten: »Du brauchst keinen Arzt. Und der da auch nicht mehr.«

Stephano lag auf dem Bauch zwischen den Tonnen, und, kein Zweifel, unter seinem Kopf hatte die blutige Pfütze ihren Ursprung.

»Boss?« Luca hatte es auf alle viere geschafft und blickte ungläubig auf den toten Stephano. »BOSS?«

Andrea ließ Jacques los und nahm Luca beim Kragen, zog ihn ein Stück hoch und drosch ihm in einer einzigen fließenden

Bewegung das Knie an den Kinnwinkel. Jacques sah völlig paralytisch zu, wie Arme und Beine unter dem Gewicht des Hünen in unterschiedliche Richtungen rutschten, wie bei einem Hund auf spiegelglattem Parkett, bis er schwer mit dem Gesicht aufs Pflaster klatschte und sich nicht mehr bewegte.

Andrea griff in die Tasche und zog ein Handy heraus. »Du blödes Arschloch!«, wiederholte er und begann zu tippen.

Töchter

Paris. Dienstag, 12. August

»Du blödes Arschloch!«

»Habt ihr euch abgesprochen?« Jacques wies mit dem Kinn auf den jungen Sizilianer, der auf dem Fensterbrett saß, betont lässig einen Zahnstocher von einem Mundwinkel in den anderen rollte und scheinbar völlig desinteressiert der Seine beim Fließen zusah. Jean-Marie Schneyder ließ die Gelassenheit, die ihn trotz seiner Position als Chef der Pariser Polizei normalerweise auszeichnete, schmerzlich vermissen und brüllte mit hochrotem Kopf.

»Du schneidest mit einer Mülltonne dem Sohn des Pariser Paten die Gurgel durch und lässt, kaum dass wir endlich einen V-Mann in seinen Reihen haben, den auch noch auffliegen. Und das alles in einer Nacht?«

Außerdem habe ich mit deiner Tochter geschlafen, dachte Jacques, und wüsstest du davon, würdest du wahrscheinlich platzen, entschied sich aber für eine diplomatischere Antwort: »Mit dem Deckel.«

»Was?« Jean-Marie sah aus, als würde er wirklich gleich platzen.

»Er hat ihm den Mülltonnendeckel über den Schädel gezogen. Das Ding hatte einen scharfen Rand«, kam es vom Fenster. »Ich dachte eigentlich, die Typen vom Morddezernat hätten eine ordentliche Nahkampfausbildung.«

»Die guten schon«, knurrte der Polizeichef.

»Es war dunkel, sie waren zu dritt, und ich war verletzt«, verteidigte sich Jacques und wies auf das Pflaster an seiner Wange. Das »Pff« vom Fenster kam gekonnt: staubtrocken und gleichzeitig vor Hohn triefend.

»Ich habe von deiner Wohnung gehört«, sagte Schneyder. »Da ist einiges kaputtgegangen, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen.« Die Untertreibung des Jahres. Sie hatten noch in derselben Nacht aus seiner Wohnung einen Trümmerhaufen gemacht. Was die Molotows nicht geschafft hatten, war zuverlässig von der Feuerwehr erledigt worden. Seinen Wagen hatten sie in bester Al-Capone-Manier mit Maschinenpistolen

durchsiebt. Na, um den war es nicht schade gewesen, die Munition, die jetzt in Blech und Polstern steckte, hatte den Wert des alten Peugeot's glatt verdoppelt.

»Wie hat es Cécile aufgenommen?«

»Die weiß es noch gar nicht. Sie weiß noch von gar nichts.«

Er wohnte seit zwei Tagen in einem erbärmlichen Loch, umzingelt von einer Spezialeinheit, die man von außerhalb hinzugezogen hatte. Damit ja kein korrupter Flic verraten konnte, wo man ihn versteckt hielt. Er hatte weiß Gott andere Sorgen, als seiner Tochter mitzuteilen, dass sie kein Zuhause mehr hatten. Dass nichts, aber auch gar nichts übrig war von dem, was eine dreizehnjährige Pariserin im 21. Jahrhundert so besaß. Mal abgesehen von dem gefühlten Zentner, den sie in zwei Koffern, einem Rucksack und einer Handtasche mit in die Ferien geschleppt hatte.

»Du wirst es ihr sagen müssen. Dazu kommen wir später.«

Wie bitte? Worum ging es in dieser Unterredung eigentlich?

»Da kann er seiner Cécile auch gleich mal erklären, dass er die größte Pfeife ist, die je in Frankreich Polizist gewesen ist. Weißt du, was sie mit meinem Motorrad gemacht haben, du Superbulle?«

Jacques hasste es, wenn man mit ihm sprach, ohne ihn dabei anzusehen.

»Halten Sie den Mund, Lefèvre. Streit zwischen Ihnen beiden können wir jetzt am allerwenigsten gebrauchen.«

Jacques kochte bereits. Zu spät. Das kannst du vergessen, *mon Général*. »Wer ist der Makkaroni da eigentlich?«

Andrea zeigte ihm den Mittelfinger, ohne den Blick vom Wasser zu wenden.

Bist ja ein richtig cooler Junge, dachte Jacques.

Schneyder, dessen Gesicht schon wieder eine ungesunde Farbe annahm, schnitt ihm eine angemessene Erwiderung ab. »Verdammt noch mal, das gilt auch für dich, Jacques! Ich hätte wirklich gute Lust, euch beide so lange auf dem Haussmann Streife laufen zu lassen, bis DeFrancesco das Problem für mich erledigt. Keine zehn Minuten, und ich könnte wieder ruhig schlafen.« Er taxierte beide abwechselnd und wartete ab, ob das Schweigen hielt.

Dann wies er auf Andrea. »Leutnant Andrea Lefèvre aus Bor-

deaux. Mit einer Sonderaufgabe nach Paris versetzt, Auftrag: Infiltration von Guido DeFrancescos Organisation, Aufdeckung seiner Verbindungen nach Nordafrika, Deals und Probleme mit den Russen, Drogen, Mädchen, Konten, alles. Drei Monate haben wir dran gearbeitet und viel Geld investiert, um ihm eine perfekte Legende zu verpassen. Am Arsch.«

»Nun, er hat immerhin einem Polizisten das Leben gerettet«, wandte Jacques ein.

»Ein Leben, das dieser Beamte fahrlässig riskiert hat. Du hast genau gewusst, dass es Probleme geben würde nach deinem Blattschuss letzte Woche. Und trotzdem schlenderst du ohne Schutz und Waffe munter durch die Hinterhöfe der Stadt. Was hattest du in der Gegend eigentlich verloren?«

Der Blick hatte nun eine sehr drohende Schärfe, und auf den Wangen erschienen wieder rote Flecken.

Oh, nein. Er weiß Bescheid. Jacques schluckte und rang nach einer Antwort.

»Muss ich mir jetzt auch noch seine Fickgeschichten anhören?«, kam es vom Fenster.

Und der Makkaroni weiß es auch.

»Es reicht. Machen Sie, dass Sie rauskommen, Lefèvre. Warten Sie vor der Tür, bis ich Sie rufen lasse.«

Diesmal brüllte der Polizeipräsident nicht, sondern blieb eiskalt. Unmissverständlich. Andrea stellte sich auf die Füße und salutierte ironisch. Er wandte sich zur Tür, im Hinausgehen sah er Jacques zum ersten Mal ins Gesicht.

Von so einem Versager muss ich mir die Karriere versauen lassen, sagte sein Blick.

»Also, Jacques, was hattest du um die Zeit im dritten zu suchen, wo du eigentlich im achten wohnst?«

Drittes Arrondissement, Rue St. Pierre, Hotel Ernesto, Zimmer 8. Mireille Schneyder, siebenundzwanzig, frischgebackene Rechtsanwältin, Tochter meines Chefs, ratterte Jacques innerlich herunter und spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

Das Summen des Telefons verschaffte ihm etwas Zeit, und er rang nach einer plausiblen Lüge, während Schneyder telefonierte. Das Gespräch dauerte nur eine Minute, und die genügte bei Weitem nicht.

»Das war Forgèron. Seine Spitzel melden, dass DeFrancesco ein richtig großes Fass aufgemacht hat. Er will euer Blut sehen, und es ist ihm egal, wer das erledigt. Seine Freunde, seine Feinde, der Briefträger oder der Premierminister. Jeder kleine Taschendieb hat sich bis an die Zähne bewaffnet und sucht nach euch. Wir verstecken euch jetzt nicht mehr nur vor seinen Leuten, sondern vor ganz Frankreich.«

»Wie viel?«

»Genug, um selbst den Premierminister in Versuchung zu führen.«

»Dieser Idiot«, meinte Jacques. »Selbst er muss doch wissen, dass er dieses Spiel nicht gewinnen kann.«

»Stephano war sein einziger Sohn, der Mann ist blind vor Hass. Und vielleicht erinnert er sich auch an dich, ich habe dein Protokoll gelesen.«

»Er bestimmt auch.«

»Mit Sicherheit. Über seine Kontakte unter den Kollegen mache ich mir weiß Gott keine Illusionen.«

»Wir müssen ihn aufhalten, irgendwie. Du hast mich und den Kleinen sicher nicht zu Kaffee und Croissants herzitiert ...« Jacques blickte sehnsüchtig auf den Besprechungstisch am Fenster. Ihre Leibwächter hatten Andrea und ihn noch vor dem Frühstück hergebracht, und ihm knurrte der Magen. Jean-Marie hatte sie lange warten und dabei darben lassen. Alte Verhörtaktik.

»Bedien dich ruhig. Und jetzt erzähle ich dir was über den ›Kleinen‹. Der Junge ist alles andere als dumm, sonst hätten wir ihn da nicht reingeschickt. Er hat nur ein paar Wochen gebraucht, bis ihm Guido vertraut hat. Stephano bekam Verantwortung, und Lefèvre sollte aufpassen, dass er keinen Mist baut. Verstehst du? Unser Mann war wie eine Schnittstelle im Generationenwechsel, ein Volltreffer.«

»Das hat ja nun nicht wirklich hingehauen mit dem Aufpassen, oder?«, gab Jacques trocken zurück.

»Bleib fair, Jacques. Er konnte nicht wissen, dass Stephano dich gleich ermorden wollte.«

»Na klar. Wär's nur darum gegangen, mich zum Krüppel zu schlagen, hätte er vielleicht unserem Jungmafioso noch freundlich einen Knüppel gereicht, was? Schöne Vorstellung.«

»Mit meinem Segen, Jacques, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Das wird ja immer besser ...«

»Wird es auch. Weißt du, wie sie dich aufgestöbert haben? Ein hilfsbereiter Kollege hat dem kleinen DeFrancesco das Protokoll deiner Schießerei mit diesem Renardo besorgt und deine Akte gleich mit, das ganze Paket. Bei ›Teleservice France‹ war ein Mitarbeiter so freundlich, ihm laufend durchzusagen, wo sich dein Handy gerade befindet. Und das ist noch gar nichts. Um solche Sachen zu erfahren, um solche Netzwerke zu zerschlagen, brauchten wir den Insider.«

»Mit dem Kollegen hätte ich gern einen Termin. So eine Sauerei ...«

»Jawohl, eine Sauerei ist das!«

Jean-Marie sprang aus seinem Sessel auf, donnerte die Fäuste auf die Tischplatte und schrie: »Nur eine einzige Information haben wir aus dieser überaus erfolgreichen Infiltration des organisierten Verbrechens bekommen, nur eine einzige. Nämlich die, dass einer unserer Kommissare und zufällig mein bester Freund mit meiner Tochter schläft. In einem Stundenhotel!«

Jacques hustete das Stück Croissant, das er gerade abgebissen hatte, in die Tasse, die er in seiner rechten Hand hielt, und der Kaffee spritzte auf sein Hemd.

Er hatte in seinem Unterschlupf keine Möglichkeit gehabt, mit Mireille Kontakt aufzunehmen.

Hoffentlich haben sie sie nicht ...

Im Vorzimmer des Präfekten hatte sich Andrea wieder einen Platz am Fensterbrett gesucht und düster über den Fluss geblickt. Einen Anlass zum Lächeln hatte es für ihn schon lange nicht mehr gegeben, aber als der Chef anfang, diesen Idioten anzubrüllen – vor

allem bei dem, was er brüllte –, verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen.

Der Typ hat Nerven, das muss man schon sagen. Und eine sagenhafte Pechsträhne. Die Tochter vom Präfekten ...

Andrea wandte sich zu den drei Hünen vom Sonderkommando um, die sich mit ihm im Raum befanden. Alles harte Burschen, ihre Aufpasser und Schutzengel, die ihrer Aufgabe so humorlos nachgingen, dass es eine Art hatte. Aber auch sie kämpften damit, ihre professionell leeren Mienen unter Kontrolle zu halten.

»Was für ein Volltrottel«, scherzte Andrea schadenfroh.

Sofort erlosch der Anflug von Heiterkeit in den Gesichtern der Personenschützer. Man wusste ja nicht, ob der respektlose Bursche – und respektlos war er, das hatte er in den letzten achtundvierzig Stunden durchgängig bewiesen – ihren anderen Schutzbefohlenen oder den Chef meinte. Schneydere Sekretärin und sein Adjutant blieben sowieso teilnahmslos. Sie und der Rest des Interieurs strahlten unmissverständlich aus, wer in diesen Räumen normalerweise verkehrte: Minister, Bürgermeister, hochrangige Staatsanwälte und Offiziere mit Sternen auf den Epauletten. Keinesfalls ein ungewaschener, übernachteter Flic.

Andrea wandte sich wieder der Seine zu und spitzte die Ohren. Der Alte hatte sich gerade so richtig in Fahrt gebrüllt.

Während sein Chef und Freund ihn zur Sau machte, studierte Jacques das Büro. Er kannte es ebenso gut wie Schneydere Wohnung, aber sich umzusehen half dabei, den Durchzug aufrecht zu halten, auf den er gestellt hatte. Hinter Jean-Marie nahmen Büroschränke und Bücherregale die ganze Wand ein. Etliches von den Inhalten darin hatte er selbst beigesteuert. Edle Getränke hinter den Türen aus massiver Avignon-Birne und in den Boards Bildbände und Essaysammlungen von Metropolen. Jean-Marie war ein Genussmensch, das sah man auf den ersten Blick, und interessierte sich sehr dafür, wie man in anderen Megacitys lebte, das Gesetz brach und erwischt wurde oder nicht.

Auf der Tischtennisplatte von Schreibtisch, hinter dem sich

Schneyder aufgebaut hatte und tobte, verloren sich ein Computermonitor, zwei Telefone, eine neue Aktentasche und eine Batterie Schalter und Joysticks. Damit konnte Jean-Marie die Raumverdunkelung fernsteuern und auf den Monitoren, die die Wand hinter Jacques füllten, durch ganz Paris zappen. Sein Paris.

Ob es die Überwachungskameras auf den öffentlichen Plätzen und in der Metro waren oder die, welche gerade verdeckt auf kriminelle Zielpersonen gerichtet waren, Jean-Marie hatte auf alle Zugriff. Er konnte mit seinem Lieblingsspielzeug sogar einzelne oder alle Monitore zu einem Riesenbild zusammenschalten. Oder einen interaktiven Stadtplan einblenden. Vorbei die Zeiten, als hier noch eine Wandkarte hing, in der bunte Fähnchen steckten.

Eine neue Aktentasche? Schneyder schleppte, seit er ihn kannte, eine vielleicht Antiquität gewordene, aber mit Sicherheit schon immer abscheulich gewesene Ledermappe mit sich herum. Die er liebte. Mireille und er hatten strengstes Verbot, ihm an Weihnachten oder zu Geburtstagen eleganteren Ersatz zu schenken. Nun, vielleicht hatte sie es ja doch endlich geschafft.

Mireille ...

»Was ist mit Mireille? Es geht ihr doch gut? Verdammt, Jean-Marie, sie haben ihr doch nichts getan?«, würgte Jacques hervor, als Schneyder hinter seinem Schreibtisch eine Pause machte, um ein paar schwere Atemzüge einzuschleppen.

»Schön, dass du dich mal erkundigst. Sie haben sich nicht dafür interessiert, mit wem du im »Ernesto« warst. Lefèvre wusste es auch nicht, ich habe ihn natürlich danach befragt.«

»Sie hat es dir erzählt.«

»So ist es. Ihr ist übrigens ein Keks in den Tee gefallen, als ich ihr von deinem Abenteuer erzählt habe. Und dann hat sie mir das von euch erzählt.«

»Es tut mir leid, Jean-Marie«, brachte Jacques mühsam hervor, »es ist eben passiert.«

»Sie ist schon immer in dich verknallt gewesen. Das weißt du. Irgendwann hast du es dann ausgenutzt, wie du es immer ausnutzt. Es ist nicht mal eben passiert. Sei bloß froh, dass ich kein Korse bin.«

Jacques stellte sich den massigen Jean-Marie mit einem zierli-

chen Vendetta-Messer in der Faust vor und musste lachen. »Ich bin auch schon lange keiner mehr.«

Jean-Marie sah ihn scharf an. »Vielleicht solltest du angesichts der Situation wieder einer werden.«

»Das mit Mireille ist wirklich was anderes ...«

»Das ist es, weil wir befreundet sind, und das macht es schlimmer, nicht besser. Und als dein Freund sage ich dir jetzt mal was, das dir nicht schmecken wird: Seit Thereses Tod kannst du nicht mehr lieben. Frauen sind für dich ein Schmerzmittel, wie andere Aspirin nehmen, wenn sie Kopfschmerzen haben. Und du hast verdammt oft »Kopfschmerzen«, mein Lieber.«

»Du hast kein Recht, das zu sagen. Und ... du hast Therese nicht gekannt.«

»Als dein Chef geht mich das auch nichts an. Als dein Freund aber vielleicht schon und als Mireilles Vater ganz bestimmt. Ich will sie aus der Schusslinie haben. Aus deiner und aus Guidos, *d'accord?*«

Jacques biss sich auf die Lippe. Jean-Marie hatte recht. »Ja. *D'accord.*«

»Mireille ist fort, und es ist am besten, wenn niemand außer mir weiß, wohin. Auslandserfahrung kann ihr nicht schaden. Sie hat das verstanden, und ich erwarte von dir, dass du das ebenso respektierst. Und jetzt nehmen wir dich und Cécile auch aus der Schusslinie. Das wird dich ablenken.«

»Um Cécile brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Sie ist bei ihrer Großmutter auf Korsika und dort sicher. Sie weiß noch nicht, dass sie bis auf Weiteres nicht nach Paris zurückkann. Sie wird ganz schön sauer sein.«

»Sie wird noch viel saurer werden. Ich schicke Papa gleich hinterher.«

»Wie bitte?«

»Du bist mit sofortiger Wirkung versetzt. Als Sonderermittler nach Bastia.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage. Ich ...«

»Du wirst überhaupt nicht gefragt. Ich kann es mir nicht leisten, einen wandelnden Jackpot für jeden Ganoven in der Stadt zu lassen. Das überlebt ihr beide keinen weiteren Tag, schließlich

werden auch genügend Kollegen scharf darauf sein, sich dieses Kopfgeld zu verdienen. Du hast selbst gesagt, auf Korsika wäre es sicher.«

»Bei klarem Wetter kann man bis nach Italien sehen, mein Lieber.«

»Die Itaker machen um die Korsen einen hübschen Bogen. Hier in Paris und um die Insel erst recht, stimmt's, Jacques? Deine alte Heimat ist jetzt der sicherste Ort der Welt, abgesehen vielleicht von unseren strahlenden Südseeatollen.«

Jacques unternahm einen letzten Versuch: »Was soll ich denn dort ermitteln? Ich bin zu jung für einen Job im Wartestand auf die Pension.«

»Du wirst einen Mord aufklären. Der Präfekt in Bastia ist verdammt froh, in der Sache einen Mann von außerhalb zu bekommen.«

Jacques runzelte die Stirn. »Mord? Wird Crassini gar nicht gefallen, wenn ich mich in seine Fälle einmische.«

»Crassini ist tot, er *ist* der Mord. Dein Vorgänger ist also dein erster Fall, tut mir sehr leid. Ihr fliegt heute noch ab, mit einer Militärmaschine. Der Innenminister hat sie extra umgeleitet.«

Das war doch Wahnsinn. »Ihr?«, protestierte Jacques. »Nein, den Arsch kannst du mir nicht auch noch aufhalsen. Den schickst du schön woandershin.«

»Keine Chance. Ihr werdet euch schon vertragen, da bin ich ganz sicher.«

Schneyder reichte Jacques die neue Aktentasche. »Ein Geschenk von Mireille, sie wollte wissen, was du jetzt am nötigsten brauchst. Da drin ist die Akte, wirf mal einen Blick drauf, außerdem die von Lefèvre und Kreditkarten, die man nicht zurückverfolgen kann. Startkapital.« Er holte eine Reisetasche aus dem Schrank hinter sich und wuchtete sie auf den Tisch, Vuitton und schwer. »Was zum Anziehen, für den Anfang. Auch von Mireille.« Und knurrte hinterher: »Deine Größe kennt sie ja.«

Aber Jacques hatte schon die Akte aus Korsika in der Hand und sah fassungslos auf: »Mit einer Boulekugel ...?«

Havarie

Calvi. Dienstag, 12. August

»Mit einer Boulekugel?«, stieß Andrea hervor, so laut, dass trotz der brummenden Motoren der Soldat ihm gegenüber fragend herübersah.

»Ein Mord mit einer Boulekugel«, klärte er den Mann auf. »Das ist doch völlig bescheuert. Mit einer Boulekugel.«

Die Miene des Legionärs hellte sich auf. »Aaaah. Bouuule. Phantaschtik!«

»Du bist aber auch nicht der Hellste, was?«

»*Jai suisse Allemann. Apprendere Franzaisisch. Legionn! Phantaschtik!*«, radebrechte es zurück, doch Andrea interessierte es nicht weiter, ob dieser Rekrut nun Schweizer oder Deutscher war. Er vertiefte sich wieder in die Akte mit dem La-Rocca-Mord, ohne sich wirklich konzentrieren zu können. Viel stand sowieso nicht drin.

Als er zurück in das Büro des Präfekten gerufen worden war, hatte Andrea erwartet, in Jacques so etwas wie einen geprügelten Hund vorzufinden. In dessen Blick lag aber so viel Mitleid, als wäre es Andrea, der hier trotz allem das schlechtere Los gezogen hatte. So war es dann auch.

»Ich verstecke mich auf keinen Fall auf seiner Scheißinsel. Zu diesen Hinterwäldlern kriegen mich keine zehn Pferde ...«, hatte er den Polizeipräfekten von Paris angeschrien, als der ihm seinen neuen Wirkungskreis schmackhaft zu machen versuchte. Andrea hatte mit allem gerechnet, mit einem Auslandsjob bei Interpol vielleicht, aber nicht damit.

»Zehn Pferde vielleicht nicht, Lefèvre, aber ich kriege Sie dahin«, gab Schneyder trocken zurück. Die Renitenz dieses jungen Polizisten erheiterte ihn.

»Sie schicken mich weg, weil ich aufgefliegen bin und man mich hier umbringen will. Vielen Dank. Aber Sie schicken mich ausgerechnet dorthin, wo man auch Bullen umlegt. Das nenne ich mal eine super Lebensrettung. Für so einen Mist habe ich mich nicht freiwillig gemeldet.«

»Sie sind ein mutiger Mann, Lefèvre«, sagte der Polizeichef milde, »deshalb haben wir Sie für diese Mission nach Paris geholt. Und jetzt müssen Sie noch viel mutiger sein. Sie gehen nach Korsika.«

So hockte er in diesem klapprigen Transportflugzeug voller Verlierer, die ihre letzte Chance bei der Fremdenlegion suchten. Dazu mit einem Polizisten, der dorthin zurückkehrte, wo er weiß Gott auch hingehörte. Auf den Straßen von Paris hatte der jedenfalls nichts verloren – und er war diesem Dorftrottel jetzt für wer weiß wie lange auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Die Wut kroch in ihm hoch. Er blickte auf und suchte zwischen all den oliv gekleideten Soldaten nach Jacques. Ich gäre in Klamotten, die ich seit drei Tagen an habe, und der sitzt hier wie aus dem Ei gepellt, als ginge es in die Sommerfrische.

Jacques bemerkte Andreas Blick, und er war erschreckt, wie viel Hass darin lag. Kann man dem Jungen eigentlich nicht verdenken, dachte er. Der hat schon eine Menge hinter sich.

Fast schämte er sich, dass er Andreas Akte las, während der ihn ansah, als würde er ihn am liebsten aus der Maschine werfen. Aufgewachsen im »Waisenhaus Frère Guillaume«, Bordeaux. Eltern verstorben. Die Heimleitung hatte ihn in ihrer Akte als schwer erziehbar eingestuft, als notorischen Querulanten von klein auf. Die Liste der Strafen, mit denen man versucht hatte, aus Andrea Lefèvre ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft zu machen, war lang. Keine davon schien etwas bewirkt zu haben, das sprang einem aus jeder Zeile entgegen. Der Bursche war dadurch jedes Mal nur noch aufässiger geworden.

Bemerkenswert waren die letzte Seiten, angelegt vom Oberstaatsanwalt in Bordeaux persönlich. Sie beschrieben Andrea als einen jungen Mann mit ausgeprägtem Sinn für Gerechtigkeit, dem die Stadt viel zu verdanken habe. Es sei aber nötig, die unbändige Energie, die ihn antreibe, in die richtigen Bahnen zu lenken. Eine Verwendung im Polizeidienst sei unbedingt zu empfehlen.

Jacques versuchte, zwischen den Zeilen zu lesen, kam aber nicht so recht dahinter, was in der Jugend seines neuen Kollegen wohl geschehen sein mochte, um es derart kryptisch in einer solchen Aktennotiz festzuhalten. Aber den Kern des Ganzen verstand er.

Du hast gekämpft, seit du laufen konntest, und wolltest einfach nur eine Chance. Stattdessen schicken sie dich an den Arsch der Welt, und du kriegst ausgerechnet den zum Chef, der dir das eingebrockt hat, dachte er schuldbewusst.

Andrea erkannte dieses Mitleidsvolle in Andreottis Augen. Er hatte es so satt, dieses Gutmenschentum, welches ihn dann doch nur immer tiefer in die Scheiße ritt. Jawohl: *merde*.

Er ballte die Fäuste und hätte sich beinahe auf den Rekruten gestürzt, als der ihn mit einem lauten »Heeee!« anblökte. Er registrierte, dass ihn die Soldaten um ihn herum anstarrten, als wäre er ein Verrückter. Der Legionär wies mit dem Kinn auf seine Hände, und Andrea bemerkte, dass er die dünne Akte in seinen Händen zerknüllt hatte und den Pappordner immer noch zwischen seinen Fäusten malträtierte. Natürlich hatte auch Andreotti es bemerkt, er sah ihn kaum merklich den Kopf schütteln.

Das Interesse der Truppe im Bauch der alten Trans-All an dem frustrierten Andrea erlosch mit einem Schlag, denn plötzlich brach das Chaos aus. Die Motoren veränderten ihre Stimmlage vom Bass zum Bariton, gleichzeitig ging die Maschine in einen steilen Sinkflug, und Andreas Magen nahm Geschwindigkeit auf wie ein Fußball beim Elfmeter. Das Licht im Laderaum fiel aus, stattdessen blinkten überall rote Warnleuchten auf.

Andrea klammerte sich mit beiden Armen an dem Zurrzeug fest, das die Bordwände wie ein Netz bedeckte. Um ihn herum gerieten alle in Panik. Unteroffiziere sprangen auf und brüllten Befehle in einem halben Dutzend Sprachen. Die Rekruten fuhrwerkten hektisch in der Maschine herum, die wie eine Eisenfaust der Meeresoberfläche entgegenraste.

Wir stürzen ab. Andrea war vor Todesangst wie gelähmt und sah mit weit aufgerissenen Augen den Soldaten zu, ohne wirklich wahrzunehmen, was sie da taten. Jemand rüttelte an seiner Schulter. Kräftig. Rüttelte so lange, bis Andrea aufsaß und einen Funken Vernunft in seinen Blick zurückbekam.

»Machen Sie Platz!«, brüllte der Feldwebel und zerzte an ihm.

Andrea schlug die Hand weg. Eine automatische Bewegung, blind ausgeführt und oft gebraucht.

»Lass mich bloß in Ruhe!«, brüllte er zurück.

Die Augen des Feldwebels wurden sehr schmal. Plötzlich stand Jacques da und beugte sich zu ihm hinunter: »Die steigen hier aus, und Sie sind im Weg. Kommen Sie rüber.«

Er wies auf das Heck des Flugzeugs und auf die Soldaten, die sich in Dreierreihen davor zu sortieren begannen. Die beiden Polizisten schoben sich in Richtung Flugzeugmitte.

»Showtime für die Touristen in Calvi!«, rief Jacques. »Sie sind doch Kinofan. Haben Sie mal »Die Wildgänse kommen« gesehen?«

»Klar, Roger Moore und Hardy Krüger.«

»Die Legion hat ihre größte Garnison auf Korsika gleich neben dem Strand. Passen Sie auf.«

Wie eine Zugbrücke senkte sich die Heckklappe der Trans-All, und Andrea konnte das Meer erkennen. Es war ziemlich nah, er sah die Schaumkronen auf den Wellen tanzen. Die roten Warnlampen erloschen, dafür leuchteten grüne auf. Wieder bellte eine Kakophonie von Befehlen durch die Maschine, und der Zug Legionäre stürzte wie im Film mit Gebrüll und im Laufschrift auf die gähnende Öffnung zu.

Von wegen Wildgänse. Lemminge auf dem Weg zur Klippe, dachte Andrea, wie dressierte Köter. Du gibst ihnen einen dämlichen Befehl, und sie freuen sich auch noch darüber. Mach Sitz. Mach Männchen. Hopp, spring ins Meer.

Er stellte sich auf die schmale Bank, um besser sehen zu können, und klammerte sich an einen Gurt. Die Farbe des Wassers veränderte sich schlagartig von dunkelblau zu türkis, jetzt sah er weißen Strand voller brauner und weißer Körper, danach Pinien, deren Wipfel sich unter dem Fahrtwind der Maschine bogen, dann ein Band aus Teer.

Willkommen am Arsch der Welt.

»... wie ein Fisch, das kannst du dir nicht vorstellen. Ich habe ihr gesagt, wenn sie so weitermacht, dann kann sie nächstes Jahr in

den Ferien als Guide bei mir arbeiten ...«, rief der Bär und lachte dröhnend. Er hielt den Jeep an und wies auf das Hafenbecken, wo gerade eine Gruppe Taucher ihre Ausrüstung von einem Boot auf die Pier stapelte.

Andrea war beeindruckt von dem Muskelspiel in dem Arm vor seiner Nase, Jacques' Blick folgte dem Finger. In dem schwarzen Neoprenanzug mit den weißen Streifen an den Seiten wirkte seine Tochter noch schlaksiger als sonst. Sie bewegte sich in der Gruppe keineswegs wie das Nesthäkchen, das sie zweifellos war, sondern wies hierhin und dorthin, scherzte und kommandierte wie jemand, der die größte Erfahrung mitbrachte für das, was gerade zu tun war. Was auch zutraf.

Schon ziemlich erwachsen, dachte er. Vielleicht nimmt sie es ja doch nicht so schwer.

»Wir müssen nachher mal reden. Kriegst du das hin?«, sagte er zu ihrem Chauffeur.

»Kein Problem«, gab der zurück und hatte im Gegensatz zu Andrea genau verstanden, was gemeint war: unter vier Augen, ohne den grätigen Burschen, der hinter ihnen quer im Auto fläzte und der, nachdem sie am Flughafen in den Wagen geklettert waren, seinen düsteren Blick hinter einer coolen Sonnenbrille verborgen und seitdem den noch sichtbaren Rest seiner Miene nicht mehr verzogen hatte.

Sofort begriffen hingegen hatte Andrea, dass dieser Hüne, sein Name war wohl Roland, und Jacques enge Freunde waren. Er hatte sie erwartet, und es schien für ihn kein Problem zu sein, mit dem feuerroten Wrangler durch das scharf bewachte Militärgelände bis zum Flugfeld zu kurven. Die Drachen an den Armen, die aus den Ärmeln des T-Shirts krochen, waren überaus kunstvoll gezeichnet.

Keine Knasttattoos, dachte Andrea, wahrscheinlich asiatisch.

Jacques fuhr dem Hünen grinsend durchs blonde Haar, widmete Andrea ein neutrales »Bis gleich« und stieg aus. Den hätte ich auch gern zum Freund, dachte Andrea, der niemandem vertraute außer sich selbst, voller Neid. Die rechte der beiden schaufelgroßen Hände klopfte auf den Beifahrersitz, und Andrea kletterte nach vorn.

»Roland. Gerber. Herzlich willkommen auf Korsika.«

Andrea ergriff die Pranke ebenso unwillkürlich, wie er der wortlosen Aufforderung – dem Befehl –, Platz zu nehmen, gefolgt war.

»Woher wussten Sie, dass wir kommen? Das ist doch Geheimsache.«

»So geheim wohl auch wieder nicht«, lachte Roland. »Da drüben müssen wir hin.«

Er deutete auf ein leuchtend blaues Schild im Hafen, auf dem »PLONGER« stand. Dazwischen lagen das Ende des Strandes und ein Gelände voller Masten, das Andrea für eine Werft hielt.

»Das ist mein Laden. Aber wir müssen außenrum. Die Flics mögen es nicht, wenn ich die Abkürzung nehme.« Roland lachte wieder dröhnend, und Andrea konnte sich gut vorstellen, wie der riesige Kindskopf mit seinem Geländeauto johlend über den Strand bretterte.

»Machen Sie sich locker, Lefèvre, gleich gibt's ein kühles Bier.«

»Ich heiße Andrea.«

Roland lachte lauthals, als wäre die bissige Antwort der beste Witz, den er je gehört hatte, und steuerte den Jeep die knallbunte Touristenkarawane entlang die Hauptstraße hinunter.

Jacques hatte die Abkürzung zu Fuß genommen und betrachtete aus einigen Metern Entfernung seine Tochter, die den Tauchtouristen zeigte, wie sie ihre Pressluftflaschen in den rostigen Kleintransporter neben dem Boot zu stapeln hatten. Sie wird ihr mit jedem Tag ähnlicher, sinnierte er mit einem Kloß im Hals. Er hatte diesen Satz schon so oft gedacht, dass er nicht mehr unterscheiden konnte, ob es ein schöner oder ein schlechter Gedanke war. Glück und Kummer lagen immer dicht beieinander, wenn er seine Tochter ansah. Cécile sah auf, stutzte, hob die Hand an die Stirn, und ein Leuchten erschien auf ihrem Gesicht.

»Papa, Papa!«, rief das Mädchen und rannte auf ihn zu. Jacques breitete seine Arme aus, sie warf sich hinein, umschlang seinen Nacken, und er hob sie hoch und drehte sie beide einmal um sich selbst.

»Wie schön! Aber heute ist doch erst Mittwoch. Wolltest du nicht erst am Sonntag kommen?«

»Ich konnte einfach nicht abwarten, bis mein Fräulein Tochter wieder trocken ist«, brummte Jacques und lächelte die Freuden-
träne weg, die sich in sein Auge geschlichen hatte.

Cécile sah ihn von oben bis unten an und machte: »Oh.« Ihr nasser Tauchanzug hatte seine neue weiße Leinenhose und das kanariengelbe Hemd mit großen, feuchten Flecken übersät. Sie probierte einen verschämten Augenaufschlag, der im Zusammenspiel mit dem frechen Lockenkopf darüber, der Stupsnase darunter und den Sommersprossen auf ihren Wangen hervorragend funktionierte. Beide lachten, aber er dachte dabei: Ganz genau wie sie.

»Komm, Papa, das musst du dir ansehen. Wir haben richtige Schiffbrüchige gerettet.«

Sie griff nach seiner Hand und zog ihn zum Ende des Piers. Jacques konnte sehen, wie gerade ein Segelboot in die Hafeneinfahrt geschleppt wurde. Es war eine prächtige Yacht. Etwa zwanzig Meter lang, vielleicht eine Hallberg-Rassy, vermutete er. Holländische Flagge. Sie lag am Bug so tief im Wasser, dass er den Namen nicht erkennen konnte. Irgendwas mit »... Time«.

»Sie sind bei Revellata zu nahe an die Klippen geraten und prompt auf einen Felsen gekracht. Wir sind gleich hingefahren. François und ich sind mit der Kamera runtergetaucht. So wusste der Schlepper genau, wie er sie wieder freibekommt.«

Cécile glühte vor Stolz. Jacques reimte sich die Geschichte zusammen. Rolands Mitarbeiter François war mit seiner Touristengruppe aufgetaucht, hatte die Havarie bemerkt und dem Segler Hilfe geleistet. Die bestand im Wesentlichen darin, die Sache gemeinsam mit seiner abenteuerlustigen Tochter von unten zu besuchen, dann bedauernd mit dem Kopf zu schütteln und über Funk den Schlepper aus der kleinen Werft Calvis anzufordern. Für die Touristen ein echtes, unverhofftes Abenteuer, und wie es aussah, hätte sein Freund um ein Haar eine nagelneue Wrackattraktion in sein Tauchprogramm aufnehmen können. Die leckgeschlagene Yacht wurde an ihnen vorbeigeschleppt, und Jacques konnte die Crew erkennen. Ein kräftiger Kerl in orangefarbenem Shirt und eine Frau, die eine blonde Mähne wehen ließ.

Jacques hob kurz die Sonnenbrille an, ebenfalls Teil von

Mireilles Notfallausrüstung, und sah genauer hin. Sie trug einen sehr knappen weißen Bikini auf bronzefarbener Haut. Kein Zweifel, dieses Boot brachte auch *über* Wasser neue Attraktionen nach Calvi. Der Mann verbarg sein Gesicht unter der Krempe eines großen Sonnenhutes. Die Blondine machte ein ernstes Gesicht, was Jacques ihr nicht verdenken konnte. Das wird ein Donnerwetter geben, wenn Vati erfährt, was ihr mit seiner Yacht angestellt habt, vermutete er.

»Roland hat mir eben gesagt, dass er dich nächstes Jahr als Tauchguide einstellen will, weil du so eine Spizentaucherin geworden bist. Ich bin stolz auf dich, Kleines.«

Cécile strahlte ihn an.

Hoffentlich finde ich später auch noch die richtigen Worte, dachte Jacques sorgenvoll. Er legte den Arm um die Schulter seiner Tochter und gab dem Hemd damit den Rest.

Der klapprige Kastenwagen, mit dem die Ausrüstung vom Pier herbeigekarrt worden war, parkte hinter dem Jeep vor Rolands Tauchladen. Die Touristen waren in ihren Neoprens hinterdreingewatschelt und standen nun, jeder ein »Dekompressions-Bier« in der Hand, zusammen und diskutierten begeistert ihr Erlebnis. Cécile ließ ihre Kamera mit den Unterwasserbildern des Lecks herumgehen, versprach allen, die Fotos zu mailen, und genoss den Respekt, der ihr entgegengebracht wurde.

Jacques hatte sich ein paar Meter entfernt auf einen Poller gesetzt und telefonierte. Ebenfalls abseits, das aber unfreiwillig, stand Andrea. Er betrachtete verlegen die kleine grüne Flasche Carlsberg, die ihm Roland in die Hand gedrückt hatte, bevor er sich mit seinem Angestellten daranmachte, die Pressluftflaschen aus dem Transporter zu wuchten.

»Nachschub!«, rief eine fröhliche Stimme aus dem Laden, und ihre Besitzerin ließ Taten folgen. Eine hochgewachsene Korsin kam aus dem Laden und stellte zwei frische Sixpacks Bier auf den Tisch, um den sich die Taucher gruppiert hatten.

»Aber«, sie hob warnend den Zeigefinger, »nur für die, die nicht

beim Nachtauchen dabei sind!« Alle griffen zu, und sie ließ für einen Moment die Schultern sinken.

»Heute nur Feiglinge am Start, was?« Sie fing sich sofort wieder und lachte laut.

Andrea war klar, dass diese Korsin nur Madame Gerber sein konnte, Rolands Frau. Er, möglicherweise Deutscher und ganz bestimmt Ex-Legionär, hatte sich hier niedergelassen und eine Einheimische geheiratet. Die Frauen von der Insel hatte sich Andrea allerdings ganz anders vorgestellt. Sie war etwa Mitte dreißig und schien nur aus Kurven und Energie zu bestehen. Flipflops, Drachentattoo an der linken Wade, ein zum Rock gewickeltes hellblaues Tuch mit aufgedruckten Tauchersilhouetten. Darüber ein blaues Bikinioberteil, das wirklich ganze Arbeit zu leisten hatte. Habe ich jetzt wirklich mit der Zunge geschnalzt?, wunderte er sich.

Es schnalzte noch mal. Er hob den Kopf so weit, dass er auch ihre Augen und ihren Mund im Blickfeld hatte.

Sie hatte geschnalzt und zeigte ihm zum Beweis die Zungenspitze. Ihre Augen lachten provozierend und frech. »Du bist also dieser Andrea? *Mamma mia*, was für ein leckeres Bürschchen. Roland, du alter Sack, du kannst heimfahren ins *paye de boches*. Dein Nachfolger ist endlich eingetroffen!«

Andrea lief rot an. Brüllendes Gelächter antwortete ihr.

»Vielleicht riechst du erst mal dran, bevor du eine voreilige Entscheidung triffst, *Chérie*.«

Die Korsin kam tatsächlich näher, schnupperte an seinem Hals und rümpfte die Nase. »Junger Mann, vielleicht sollten Sie wirklich duschen und die Kleidung wechseln, bevor wir beide durchbrennen. Ich bin übrigens Marianne.«

Andrea hob seine Ray-Ban leicht an und schenkte Marianne einen tiefen Blick aus seinen rehbraunen Augen, legte noch einen Spritzer Melancholie hinein: »Madame, ich bedaure sehr, aber ich habe gestern Nacht alles verloren, was ich besitze. Mir ist nur geblieben, was ich auf dem Leib trage, und diese Sonnenbrille. Sie müssen mich so nehmen, wie ich bin.«

Marianne lachte laut auf und knuffte ihn in die Seite. »Er ist doch gar nicht so ein Miesepeter, wie du gesagt hast.«

Miesepeter? Na toll, dachte Andrea säuerlich.

»Es ist aber wahr, Marianne. Er besitzt nichts mehr. Es gab Probleme in Paris«, sagte Roland, der offensichtlich ziemlich gut informiert war.

Die Korsin fragte nicht weiter, musterte Andrea aber von oben bis unten. Dann schalt sie ihren Mann: »Und du lässt den armen Jungen hier herumstehen, und ein blödes Bier ist alles, was du anzubieten hast? Da fällt uns doch bestimmt was Besseres ein.«

Andrea zog eine Kreditkarte aus der Hosentasche. Auf ein ausgeplaudertes Geheimnis mehr oder weniger kam es hier wohl auch nicht mehr an. »Vom Zeugenschutzprogramm. Ich bin nur noch nicht zum Einkaufen gekommen.«

Marianne klatschte begeistert in die Hände. »Wunderbar. François! Geh und gib dem *Signore* hier eine deiner Badehosen und ein Handtuch. Jetzt gleich!« Zu Andrea sagte sie: »Im Laden gleich links ist ein Bad mit Dusche. Da drüben ist der Strand. In einer Stunde sehen wir uns hier wieder, und dann gehen wir dich einkleiden, mein schöner Italiener.«

Ziemlich überrumpelt, aber nicht unangenehm berührt antwortete Andrea halblaut: »Ich bin Franzose, Madame. Aus Bordeaux.«

»Aaaah. Und ich bin so verrückt nach jungem Wein ...«

»Und wir belassen es beim Einkleiden, mein Liebling. Sonst lege ich dich heute Abend übers Knie.« Roland legte einen Arm um die Hüften seiner Frau und zog sie an sich.

Aha. Sicherheitshalber mal das Revier markieren. Andrea grinste innerlich.

»Übers Knie?«, hauchte Marianne ihrem Gatten ins Ohr und knabberte frivol daran. »Ist das ein Versprechen, Süßer?«

Andrea schnappte sich Badehose und Handtuch, die ihm François hinhielt, und verschwand im Laden.

»Wäre gut, wenn du ihn zwei Stunden beschäftigst«, raunte Roland seiner Frau zu.

Sie nickte. »Kein Problem.«

Andrea stand bis zu den Hüften im Wasser und fühlte sich großartig. Erstens hatten ihm die Blicke und der »Oh-là-là«-Ausruf von Marianne gefallen, als er sich geduscht und sogar rasiert wieder vor dem Laden blicken ließ, und auch in Rolands Gesicht war so etwas wie Respekt wahrzunehmen gewesen. Er war kein Riese wie der Ex-Legionär, aber austrainiert, das war nicht zu übersehen. Nicht einmal für die kleine Andreotti, die ihm auf die Nase binden musste, dass sie jetzt einen richtigen Termin mit der Polizei und dem Hafenkommendanten hätte und dass ihre Fotos echte Beweismittel wären.

Er argwöhnte, dass Cécile immer noch nicht wusste, was Papa Andreotti ihr da mit seiner Polizeiarbeit eingebrockt hatte. Das wird sicher noch ein spaßiger Abend, dachte Andrea schadenfroh. Immerhin konnte man es hier offensichtlich ganz gut aushalten. Das Wetter war jedenfalls erheblich besser als in Paris, wo es seit Wochen regnete.

Andrea drehte sich einmal um sich selbst und ließ Calvi auf sich wirken. Links begann die Bucht mit der mächtigen Festung, die direkt aus den Felsen zu wachsen schien, danach kamen der Hafen und die Stadt und dann nur noch kilometerlanger weißer Strand, dem sich sofort ein massives Gebirge anzuschließen schien, mit einer kleinen Stadt mittendrin. Auch ein Großteil von Calvi war in einen Hang gebaut, der bis ins Meer abfiel.

Langweilig würde es hier bestimmt nicht werden. Es gab einen ziemlich abgefahrenen Mord aufzuklären, und dann waren da ja noch ganze Strände voller Frauen. Auf dem Rückweg zum Tauchshop würde er einen zweiten Blick auf diese atemberaubende Blondine werfen, die er eben in der Werft gesehen hatte. Ein echtes Bondgirl ... »Was für ein wundervolles Nichts, das Sie da beinahe anhaben ...«

Andrea grinste und tauchte unter. Er schwamm einige Züge, um die Muskeln zu lockern. Als er auftauchte, hörte er ein Brummen und blickte nach oben. Eine Trans-All wie die, in der sie gekommen waren, näherte sich dem Strand mit geöffneter Laderampe. Wie an einer Perlenschnur aufgefädelt fielen die Soldaten hinaus und schwebten an ihren Fallschirmen in die Bucht. Showtime für die Touristen.

Andrea sah sich um und stellte fest, dass tatsächlich viele der Urlauber Fotoapparate, Videokameras und Handys auf das Schauspiel gerichtet hatten, während das Flugzeug im Tiefflug über sie hinwegbrummte. Na klar, überlegte er. Wenn die Legion hier schon herumlärmt, dann muss man den Leuten eben was bieten. Sonst beklagen sie sich und kommen nicht wieder.

Vom anderen Ende der Bucht, ungefähr dort, wo der Flughafen des Stützpunktes lag, kamen große Zodiacs herangerast, um die Kompanie Legionäre aus dem Wasser zu fischen. Die Wildgänse kommen. Andrea hieb mit der flachen Hand ins Wasser. Du stehst doch auf Kino. Jetzt konnte er sich die Mitleidstour erklären, die Jacques die ganze Zeit mit ihm fuhr. Sie haben dir meine Akte gegeben, schäumte er innerlich. Für dich, mit deiner süßen Tochter und deinem Stall voller Freunde, bin ich doch nur ein armes Würstchen aus dem Kinderheim.